

ANDREW TAYLOR

Im Zeichen des Raben



Weltbild

Ein unschuldiges Kinderspiel wird zum tödlichen Alptraum

Im verwilderten Garten eines englischen Pfarrhauses schaffen sich Peter Redburn und sein Freund Richard einen Sommer lang ein Reich der Phantasie. Es ist eine Welt edler Herrscher, heimlicher Rituale und feierlicher Treueschwüre. Doch ein neuer Spielkamerad führt dunkle Elemente in diese Phantasiewelt ein, und das unschuldige Spiel verwandelt sich in einen tödlichen Alptraum. Als Peter viele Jahre später zurückkehrt, will er endlich herausfinden, was in jenem Sommer wirklich geschah ...

Abgründige Spannung vom »Vivisekteur der Seelen« **Die Zeit**

»Andrew Taylor zählt zweifellos zu Englands besten Krimiautoren.« **The Times**

Andrew Taylor

Im Zeichen des Raben

Roman

Aus dem Englischen von Ursula Pesch

Weltbild

Der Autor

Andrew Taylor wurde 1951 in Stevanage, England, geboren. Nach dem Studium in Cambridge und London übte er eine Anzahl von Berufen aus, bis er sich 1981 hauptberuflich dem Schreiben zuwandte. Er ist der Autor zahlreicher preisgekrönter Kriminalromane, darunter die Romane der Lydmouth-Serie mit Detective Inspector Thornhill und der Journalistin Jill Francis. Daneben verfasste Andrew Taylor die Roth – Reihe. Weitere Informationen zu Andrew Taylor und seinen Romanen unter:

www.andrew-taylor.co.uk

Die englische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel The Raven on the Water bei Penguin Books, London.
Erstveröffentlichung 1991 by HarperCollins.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 1991 by Andrew Taylor

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2008 by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Ursula Pesch

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-661-0

Für Philip

EINS

Sie wusste: Was sie tun wollte, war falsch.

Nicht wirklich falsch. Keine Sünde. Nicht etwas, das sie am Mittwochnachmittag Pfarrer Molland in St. Clement's würde beichten müssen. Aber es würde ihr einfach guttun nach Mr. Colebys Besuch.

John hatte sie gebeten, nicht auf den Dachboden zu gehen. Aber verboten hatte er es nicht.

»Bitte, Lucasta«, hatte er gesagt. »Tu mir den Gefallen.«

»Ich bin kein Invalide.«

»Ja, ich weiß, Schatz. Aber die Leiter ist schwer, und du müsstest sie bis ganz nach oben schleppen.«

»Ich bin vorsichtig.«

»Du könntest von der Leiter rutschen. Selbst für mich ist es schwer, die Luke zu öffnen.« Er strich ihr mit dem Finger über den Nacken. »Und dann müsstest du dich auf den Dachboden hochziehen. Außerdem ist es dort oben gefährlich. Der Speicher hat ja nicht mal einen richtigen Fußboden. Du könntest mit dem Fuß zwischen den Balken oder sonst wo hängen bleiben.«

»Aber er ist in einem so fürchterlichen Zustand«, erwiderte sie. »Ich würde ihn gerne aufräumen, bevor das Baby kommt.«

Er kniete sich neben ihren Stuhl, und sein Gesicht war nur Zentimeter von ihrem entfernt. Seine Besorgnis rührte sie.

»Der Nestbauinstinkt?«, fragte er. »Aber im Ernst – wenn du einen Unfall hättest, während ich in der Schule bin, könntest du stundenlang dort liegen. Hier geht ja nicht ständig jemand ein und aus.«

Nein, dies war ihr Zuhause. Sie wollten in der Champney Road 29 nicht von Fremden gestört werden. So würde es immer sein. Für immer und ewig. Amen.

Nun gut, John wollte nicht, dass sie auf den Dachboden ging, schon gar nicht, wenn er außer Haus war. Und sie würde sich nie über eins seiner Verbote hinwegsetzen. Das hatte sie versprochen. Aber er hatte es ihr nicht ausdrücklich verboten. Außerdem war die Situation eine andere gewesen, als sie darüber gesprochen hatten. Damals war sie mit Peter schwanger, und ein Sturz hätte schwerwiegende Folgen sowohl für sie selbst als auch für das ungeborene Baby haben können.

John ließ heute Abend sehr lange auf sich warten. Seit Stunden war es schon dunkel. Während der Schulzeit arbeitete er rund um die Uhr, doch die Schule wusste sein Engagement nicht zu schätzen. Lucasta wünschte, er käme nach Hause. Sie wünschte, er wäre da gewesen, als dieser unangenehme Mr. Coleby gekommen war. Mit Leuten wie Mr. Coleby zu sprechen war Männersache. John hätte genau gewusst, was er sagen musste.

Mr. Coleby war clever. Er kam immer, wenn John in der Schule war. Sie hatte Hubert Molland mit dem Pfarrgemeindeblatt erwartet. Deswegen war sie an die Tür gegangen.

Mr. Coleby stand direkt davor. Er hatte seinen großen braunen Wagen unter der Straßenlaterne geparkt. Als sie die Tür öffnete, beugte er sich vor, und sie trat einen

Schritt zurück. Zu spät bemerkte sie ihren Fehler. Er war im Haus. Regentropfen glitzerten auf der Schulter seines marineblauen Mantels.

Mr. Coleby hatte eine laute Stimme und dehnte die Vokale so breit, dass es ihr in den Ohren wehtat. Lucasta hatte Angst, er würde Peter aufwecken, wenn sie im Flur mit ihm sprach. Sie wich ins Wohnzimmer zurück. Mr. Coleby folgte ihr. Er war groß und hatte ein eckiges gerötetes Gesicht. Das Zimmer war klein, und auch Lucasta war klein. Mr. Coleby passte hier nicht rein. Er nahm zu viel Raum ein, wie ein Kuckucksjunges in einem fremden Nest.

»Nun, Mrs. Redburn«, begann er, »wie sieht's aus? Haben Sie Ihren Standpunkt denn noch einmal überdacht?«

Sie schüttelte den Kopf und setzte sich, damit er ihr Zittern nicht bemerkte.

Mr. Coleby seufzte. »Es wäre schön, wenn wir die Sache bis Weihnachten geklärt hätten.«

Lucasta starrte auf den Stapel Bibliotheksbücher, die auf dem Tisch lagen. »Es gibt nichts zu klären.«

»Kommen Sie, seien Sie vernünftig.«

»Was verstehen Sie unter vernünftig?«, fragte sie. »Wohl nicht dasselbe wie ich.«

»Sie werden kein besseres Angebot bekommen.«

»Tut mir leid. Kein Interesse.«

Er ging zum Erkerfenster, schob die Vorhänge zur Seite und schaute hinaus auf die Champney Road.

»Eine komische Gegend, oder?«, sagte er. »Ich schätze, Sie würden sich woanders wohler fühlen. Locksley Gardens oder Ivanhoe Drive zum Beispiel.«

»Ich fühle mich hier sehr wohl, danke«, sagte Lucasta.

Doch sie verstand, was er meinte. Hubert Molland hatte neulich das Gleiche gesagt. Die Champney Road lag auf der Ostseite von Plumford. Dort waren die Fabriken, die Sozialwohnungssiedlungen und – nur wenige Meter hinter dem Garten der Redburns – die Eisenbahn. Die meisten von Johns Kollegen wohnten im Westen des Stadtzentrums, in einem Vorort mit Alleen, deren Namen den Werken von Sir Walter Scott entliehen waren. »Und das Haus ist ja auch nicht gerade die Wucht. Finden Sie es nicht dunkel? Ein bisschen deprimierend? Da muss einiges dran gemacht werden. Das ist nicht zu übersehen.«

Sie zuckte die Schultern. Das Geld war knapp, vor allem seit Peters Geburt. Sie fand das Haus nicht dunkel. Ja, es blickte nach Norden, aber daran gewöhnte man sich. Nummer 29 war ihr Zuhause.

»Sie wohnen auch ziemlich einsam. Nicht mal ein Telefon.« Mr. Coleby spähte in die Dunkelheit zu beiden Seiten der Straßenlaterne. »Hohe Hecke vorne – müsste unbedingt geschnitten werden. Eine nackte Mauer so hoch wie ein Haus zu Ihrer Rechten. Ich würde nicht unbedingt neben einer Bäckerei wohnen wollen. Und auf der anderen Seite so viele Bäume auf einem Stück Brachland. Jetzt mein Land. Das muss Sie doch sehr beunruhigen.« Er drehte sich langsam um und starrte sie an. »Wo Sie so viel alleine sind.«

Eine Drohung machte sich im Zimmer breit, hing dort wie ein Schleier und ließ die

Umrisse der Möbel verschwimmen. Mr. Coleby war ein riesiger Schatten. Sein Gesicht löste sich auf. Nur seine Augen stachen noch immer deutlich hervor: kalt, klar und blau.

Wenn John nur hier wäre. Lucasta griff sich an die Brust. Sie war voll Milch. Dieses Wissen beruhigte sie. Sie stillte Peter noch immer und würde es noch monatelang tun. Sie musste stark sein.

Der Schleier lüftete sich.

»Ich fürchte, Sie verschwenden Ihre Zeit, Mr. Coleby.«

»Tatsächlich?« Er zog die Augenbrauen hoch. »Warum denken Sie nicht noch mal drüber nach? Es ist keine leichte Entscheidung – das weiß ich. Sie müssen die Angelegenheit von allen Seiten betrachten.«

»Die Entscheidung ist bereits ...«

»Wie zum Beispiel, was passiert, wenn Sie einen Unfall haben und allein zu Hause sind. Oder wenn mitten in der Nacht ein Feuer ausbricht. Oder wenn ein paar von den Halbstarken aus der Gegend, die ein bisschen Spaß oder Geld für Bier haben wollen, hier vorbeikommen.«

Erlöse mich von dem Bösen, dachte sie. Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit.

»Sie drohen mir.«

»Ich?« Er lachte leise in sich hinein. »Das ist gut! Ich versuche nur, Ihnen zu helfen, Mrs. Redburn. Sie kennen mich doch. Aber ich sollte Sie nicht länger aufhalten. Machen Sie sich keine Sorgen – ich finde alleine hinaus. Ich melde mich.«

Mr. Colebys Schritte hallten in dem teppichlosen Flur wider. Lucasta hoffte, dass sie Peter nicht aufweckten. Sie hörte, wie Coleby die Eingangstür öffnete und schloss. Der Riegel am Tor klickte. Sie trat zum Fenster und blickte hinaus. Einen Augenblick später löste sich der große braune Wagen von der Bordkante.

Lucasta ging in den Flur. Sie war versucht, die Tür zu verriegeln. Aber wenn sie das tat, kam John nicht mehr herein. Sie verriegelte die Tür nie, wenn John nicht da war. Komm schnell nach Hause, John.

Sie blieb an der Treppe stehen und horchte. Gott sei Dank war alles ruhig. Peter schlief noch nicht lange die Nacht durch, ohne nach einer Mahlzeit zu verlangen. Ungestörte Nächte waren ein solcher Luxus. Abends hatten sie und John Zeit füreinander.

Allmählich hörte das Zittern auf. Lucasta schlich sich auf Zehenspitzen nach oben und lauschte vor der Tür zu Peters Zimmer. Sie wagte es nicht, hineinzugehen: Er hatte einen so leichten Schlaf und schien instinktiv zu wissen, wenn seine Mutter sich im selben Raum befand. Sie schaute nach oben, zu der Luke, die zum Dachboden führte. Die Versuchung war so groß, dass sie ihr den Atem raubte.

John hätte nichts dagegen, wenn sie auf den Dachboden ginge. Er würde es verstehen. Sobald er nach Hause kam, würde sie ihm von Mr. Colebys Besuch erzählen und davon, dass sie auf den Dachboden gegangen war.

Sie schlich sich nach unten, durch die Küche und hinaus in den kleinen Garten hinter dem Haus. Auf dieser Seite des Hauses war es noch dunkler. Hinter dem Garten gab es mehrere Hektar unwegsames Weideland, das Mr. Coleby gleichzeitig mit dem Stück Land gekauft hatte, das die Weide mit der Champney Road verband. Die Eisenbahn verlief

durch eine Senke am anderen Ende der Felder. Man konnte die Züge nicht sehen, aber hören.

Die Trittleiter war an der Außenwand unterhalb des Küchenfensters befestigt. John hatte einen kleinen Unterstand für sie gebaut; er war handwerklich so geschickt. Lucasta löste die Riemen und trug die Leiter ins Haus. Sie vergaß nicht, was John gesagt hatte, und blieb immer wieder stehen, um sich auszuruhen – einmal im Flur, zweimal auf der Treppe und einmal auf dem Etagenabsatz.

Sie stellte die Leiter unter der Luke auf. Übung macht den Meister: Kaum ein Geräusch war zu hören, und Peter schlief weiter.

Stufe um Stufe kletterte sie die Leiter hoch. Als sie zwei Drittel geschafft hatte, hielt sie inne, um wieder zu Atem zu kommen, bevor sie die schwere Luke anhub und zur Seite schob. Staub rieselte ihr ins Gesicht. So sehr sie es auch versuchte, es war unmöglich, den Dachboden so sauber zu halten, wie sie es gern gehabt hätte. Sie kletterte höher und schaffte schließlich den schwierigen Übergang von der obersten Stufe der Leiter zum Rand des Lukenrahmens. Der Blick hinab zum Etagenabsatz ließ sie schwindlig werden.

»Geschieht dir recht, Mädchen«, flüsterte sie. »Du weißt, dass du nicht schwindelfrei bist.«

Lucasta tastete in der Dunkelheit nach dem Lichtschalter, und der Dachboden erwachte zum Leben. Sie seufzte erleichtert. Der Raum erstreckte sich über die gesamte Hauslänge, von vorne bis nach hinten, und er wurde von zwei Vierzig-Watt-Birnen beleuchtet. In der Mitte verlief ein schmaler Gang; sie hatte Bretter über die Balken gelegt, um sich leichter hin und her bewegen zu können. Auf beiden Seiten des Ganges befanden sich ordentliche Stapel mit Koffern, Schachteln, Pappkartons und Kisten – sogar ein Bett, auf die Seite gedreht und in Plastik eingewickelt. Alles war so, wie sie es zurückgelassen hatte. Alles war picobello.

Einen Moment lang stand sie da und lauschte. Peter schlief noch immer. Sie ging langsam durch den Gang und ließ den Blick auf den Schätzen ruhen, an denen sie vorbeikam. Zweimal blieb sie stehen. Zuerst öffnete sie den Deckel eines Koffers, der mit den Aufklebern von Eisenbahngesellschaften beplastert war. Der Geruch von Mottenkugeln schlug ihr entgegen. Sie strich über einen von Johns alten Anzügen, den mit dem Prince-of-Wales-Karo, den er gekauft hatte, noch bevor sie sich kennenlernten. Sie verschloss den Koffer wieder und ging weiter zu einem großen Pappkarton. Darin befand sich, eingeschlagen in säurefreies Seidenpapier, ihr Hochzeitskleid. Sie hob den Deckel hoch, schloss dann die Augen und grub die Finger durch das Seidenpapier, bis sie den Spitzenbesatz des Kragens fühlte.

Eines Tages würden sie und John, so Gott wollte, vielleicht eine Tochter haben; eines Tages würde ihre Tochter heiraten wollen. Vorsichtig ordnete sie wieder das Seidenpapier und legte den Deckel zurück auf den Karton.

Sie wurde immer aufgeregter. Links, fast am Ende des Gangs, lag auf einer Kiste ein blauer Koffer. Darin bewahrte John die Fotos auf. Vor der Hochzeit war das Fotografieren sein großes Hobby gewesen. Einige Fotos befanden sich in Alben, andere in Umschlägen und Aktenmappen, und alles war ordentlich beschriftet. John war mit Leib und Seele Wissenschaftler und überaus ordnungsliebend – eine der vielen Eigenschaften, die sie

verbanden.

Sie starrte den Inhalt an. Die Qual der Wahl, dachte sie, wie ein Kind in einem Süßwarenladen. Sie betrachtete das gerahmte Foto von John bei der Hochzeit der Salpertons, das zuoberst lag. John war Trauzeuge gewesen; er sah so gut aus im Cut, viel besser als der Bräutigam.

Wegen Mr. Colebys Besuch und Johns Verspätung wollte sie sich heute Abend etwas Besonderes gönnen. Sie würde die Schnappschüsse von Peter, die sie im Sommer auf dem Rasen gemacht hatten, mit den Fotos von John als Kleinkind vergleichen. Es bereitete ihr Freude, Ähnlichkeiten zwischen Vater und Sohn zu entdecken.

»Meine beiden Männer«, summte sie.

Sie griff nach dem Salperton-Foto. Darunter lag ein Schulfoto – eine Cricketmannschaft mit John als Zweitem von rechts in der hinteren Reihe. Als sie es herausnahm, bemerkte sie, dass sich der schwere cremefarbene Karton des Passepartoutrückens allmählich von der Oberseite zu lösen begann. Vielleicht war der Dachboden zu feucht, um dort Fotos zu lagern. Sie würde es John gegenüber erwähnen müssen. Lucasta untersuchte den Rand des Passepartouts. Ein bisschen Klebstoff, und die Sache wäre wieder in Ordnung. Sie würde sich noch heute Abend darum kümmern. John würde sich freuen.

Ein Zipfel Papier zwischen Passepartoutober- und Unterseite fiel ihr ins Auge. Sie versuchte, den Rücken etwas weiter abzulösen, um zu sehen, was es war. Nicht das Foto selbst – das befand sich weiter innerhalb des Passepartouts. Sie nahm den Zipfel zwischen Daumen und Zeigefinger und zog das Papier vorsichtig heraus.

Es war ein mit blauer Tinte geschriebener Brief. Die Handschrift war klein und steil. Lucasta wusste instinktiv, dass sie einer Frau gehörte. Es gab weder ein Datum noch eine Adresse.

Johnny, der Doktor hat es bestätigt, es besteht also kein Zweifel mehr ...

Sie las den Brief zu Ende. Ein Fehler – es musste ein Fehler oder eine Fälschung sein.

Ein stechender Schmerz durchzuckte sie, wand sich durch ihre Brust wie eine stachelige Schlange. Lucasta schrie. Der Schmerz ließ nach. Die Schlange lauerte auf den rechten Augenblick.

Lucasta stolperte durch den Gang zur Luke. Nach Atem ringend, tastete sie sich auf die Leiter hinab. Dieses eine Mal ließ sie das Licht auf dem Dachboden brennen und die Luke offen stehen. Der Brief glitt ihr aus der Hand und flatterte auf den Boden des Etagenabsatzes.

John, wie konntest du nur?

Lucasta stieß die Tür zu Peters Zimmer auf und ging hinein. Sie wollte ihr Baby auf den Arm nehmen und liebkosen, seine Wärme spüren, das Gefühl, dass es sie brauchte, sie wollte es mehr als alles andere in ihrem Leben.

»Peter, wach auf. Ich bin's, Mammi.«

Aber das Kinderbett war verschwunden. An seinem Platz stand ein schmales Bett, auf dem nichts weiter als eine Rosshaarmatratze lag.

»Mein Kind ...«

Mit dem Schrei kam die Erinnerung daran, dass sie sogar Peter verloren hatte. Bei diesem Gedanken zerriss ihr die stachelige Schlange die Brust. Der Schmerz schwoll an

und durchbohrte ihren Nacken. Das Tier umschlang sie. Lucasta bekam keine Luft mehr.

Sie fiel – erst auf die Knie, dann nach vorn auf die Hände. Die Schlange drückte zu.

Das schwache Licht vom Treppenabsatz fiel auf ihre Hände, die Hände einer Frau mit Brüsten voller Milch für ihr Kind; einer Frau mit einem Ehemann, der bis spät abends in der Schule arbeitete. Diese Hände waren das Letzte, was Lucasta Redburn sah. Das Letzte, was sie fühlte, war, abgesehen von dem Schmerz, Verwunderung.

Sie erkannte ihren Ehering, sonst nichts.

Die Fingergelenke waren entzündet: Gelenkrheumatismus. Die Nägel mussten geschnitten werden. Falten und braune Flecken verunstalteten die Haut. Die Hände gehörten einer Fremden.

ZWEI

»Herzinfarkt.« Hubert Molland schien überrascht, dass Peter gefragt hatte. »Der Arzt hat gesagt, es hätte jederzeit passieren können. Und beim dritten Mal hat das Glück sie dann verlassen.«

Beim dritten Mal?, dachte Peter. Typisch, dass sie mir nichts davon erzählt hat.

Hinter ihm rumpelte der Zug und verließ langsam den Bahnhof. Die Türen der Fahrkartenhalle standen offen. Er starrte hinaus auf den dunklen Vorplatz. Mollands rostiger Morris 1100, der vom Regen glänzte, war das einzige Auto, das dort zu sehen war. Plumford schien ihm viel kälter zu sein als London.

»Wie ist es passiert?«

Der alte Mann blickte zu ihm herab. »Ganz plötzlich. Sie kann nicht viel davon mitbekommen haben. Es sah so aus, als sei sie auf dem Dachboden gewesen, was bei ihrem Gesundheitszustand sehr unvernünftig war. Sie hat es noch die Leiter hinabgeschafft. In einem der Schlafzimmer ist sie dann zusammengebrochen.«

In seiner Stimme lag das Zögern des Alters. Sie war noch immer tief und rau. Kate hatte Peter einmal vor vielen Jahren in Abbotsfield erzählt, dass ihr Vater kein Gehör für Tonhöhen habe. Als Junge hatte Peter Angst vor Hubert Molland gehabt.

»Wer hat sie gefunden?«, fragte er.

»Ich. Ich kam heute Morgen mit dem Pfarrgemeindeblatt vorbei. Die Milch stand noch auf der Treppe, und die Vorhänge waren zugezogen. Schließlich habe ich die Polizei gerufen, und die hat die Tür aufgebrochen. Ihre Telefonnummer habe ich in ihrem Kalender gefunden.«

»Es war sehr nett von Ihnen, mich zu benachrichtigen. Aber Sie hätten sich nicht die Mühe machen sollen, mich auch noch abzuholen.«

»Ich dachte, ich könnte Sie mitnehmen«, sagte Molland. »Und natürlich gibt es Dinge, über die wir sprechen müssen.«

Er machte einen Schritt in Richtung seines Wagens. Peter rührte sich nicht von der Stelle.

»Natürlich?«

Molland drehte sich um. Er ließ die Arme gegen seinen langen, dunklen Mantel klatschen. Das enge Kollar ließ seinen Hals noch länger wirken, als er tatsächlich war. »Nun, zum Beispiel die Beerdigung. Ich habe bereits die nötigen Vorkehrungen getroffen.«

»Sie?«

»Als ihr Testamentsvollstrecker.«

»Ich verstehe.«

»Ich bin davon ausgegangen, dass Sie darüber Bescheid wissen. Sie hat kurz vor ihrem Tod alles mit mir besprochen. Zweifellos wollte sie Ihnen so viele Entscheidungen wie möglich ersparen.«

»Wird es eine Obduktion geben?«

»Nein. Sie war bei Dr. Haines in Behandlung, und er hat den Totenschein ausgestellt. Wir müssen einen Termin für den Gottesdienst festlegen – je eher, desto besser. Ich habe

schon mit dem Pfarrer gesprochen und vorläufig einen Termin für Freitagnachmittag vereinbart. Sie müssen natürlich ihren Tod beim Standesamt melden, und viele andere Leute müssen noch benachrichtigt werden.«

»Ich nehme an, es gibt ein Testament?«

»Ja – bei ihrem Anwalt hinterlegt. Es ist sehr unkompliziert.«

Peter wollte nach dem Inhalt des Testaments fragen, doch das erschien ihm etwas pietätlos. Plötzlich fiel ihm ein, dass seine Mutter noch in ihrem Bett in Nummer 29 liegen könnte und auf den Leichenbestatter wartete. Er hatte keine Ahnung, wie das Ganze ablief.

»Ich ... äh ... ich nehme an, das Haus ist jetzt leer. Es gibt keinen Grund, warum ich heute Nacht nicht dort bleiben könnte, oder?«

»Absolut keinen. Als Alternative habe ich ein Zimmer für Sie in einer Frühstückspension gebucht. Aber das spielt keine Rolle; auf jeden Fall bringe ich Sie nach Hause.«

»Nein, wirklich. Ich komme schon zurecht.«

»Sind Sie sicher? Das mache ich doch gern.«

»Ganz sicher«, sagte Peter.

»Ich habe für morgen früh um zehn Uhr einen Termin für uns mit Mr. Barnes – dem Anwalt Ihrer Mutter – vereinbart.«

»Ich werde da sein.«

»Church Road 9. Kennen Sie die?«

Peter nickte.

Molland räusperte sich. »Gott segne Sie«, sagte er barsch. Er hinkte über den Bürgersteig und kletterte in seinen Wagen.

Peter schlug den Mantelkragen hoch. Er ging über den Bahnhofplatz zur Hauptstraße und bog rechts ab. Der Regen hatte etwas Feines, Durchdringendes, das ihn an das Öl aus einer Spraydose erinnerte.

Die Altstadt lag eine halbe Meile entfernt in einem Becken, durch das sich der Fluss schlängelte, dem die Stadt ihren Namen verdankte. Auf dem Turm von St. Clement's glitzerten die Weihnachtslichter. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich die Stadt nach Norden hin zur Eisenbahnlinie ausgedehnt, nach dem Krieg auch jenseits davon. Inzwischen hatte sie sich auch auf dem Land zwischen der Eisenbahn und der neuen Umgehungsstraße breitgemacht.

Die Kirchenuhr schlug halb zehn, als Peter die Champney Road erreichte. Auf der breiten Straße waren zu beiden Seiten Autos geparkt. Die Bürgersteige glitzerten im gelben Licht der Straßenlaternen.

Er zögerte am Tor von Nummer 29. Das Haus sah seit eh und je unfertig aus, so als habe der Bauherr es damals vor sechzig Jahren als Teil einer Doppelhaushälfte geplant, wobei ihm jedoch das Geld oder der Enthusiasmus ausgegangen war, bevor er mit der zweiten Hälfte begann.

Das Tor öffnete sich leise. Peter ging den gepflasterten Weg hoch, öffnete die Tür und trat ein. So leise wie möglich schloss er die Tür hinter sich. Sein Atem ging schneller als gewöhnlich. Er tastete automatisch nach dem Lichtschalter, knipste das Licht jedoch nicht an.

Das Erste, was ihm auffiel, war der scharfe Geruch nach Desinfektionsmitteln, vermischt mit den vertrauten Gerüchen nach Poliermittel und Kohlenasche. Nach und nach tauchte aus der Düsternis der Treppenpfosten auf, dann die Garderobe und die halb offene Küchentür am Ende des Flurs. Ein Güterzug donnerte vorbei. Die Stille kehrte zurück, und Peter schaltete das Licht ein.

Im Haus hatte sich nichts verändert. Der Regenmantel seiner Mutter hing neben ihrem Tweedmantel an der Garderobe. Obendrauf lag ein weicher Filzhut, der Peters Vater gehört hatte.

Der Fußboden im Flur war bis hin zur Küche mit gelbbraunem Linoleum bedeckt. Im Flur war es düster. Seine Mutter war der Meinung gewesen, dass Vierzig-Watt-Birnen für Deckenleuchten vollkommen ausreichten.

Peter stieß die Tür zum Wohnzimmer auf. Auf der einen Seite neben Mrs. Redburns Sessel lag der Nähbeutel, auf der anderen Seite ein Packen ordentlich aufeinandergestapelter Bibliotheksbücher. Seine Mutter hatte Biografien und Geschichtsbücher gelesen, keine Romane. Gelegentlich hatte sie Radio gehört, aber nie einen Fernseher besessen.

Der Kamin war leer und gefegt, der Kohleneimer voll. Peter spürte plötzlich, wie kalt es im Haus war. Er rannte beinahe durch den Flur, die Küche und in den kleinen Allzweckraum, der früher einmal eine Spülküche gewesen war. Die blaue Zündflamme glühte hinter dem Fensterchen des Zentralheizungsboilers, aber die Pumpe war ausgeschaltet. Peter drehte den Knopf auf 24-Stunden-Betrieb. Zurück im Flur stellte er das Thermostat auf 24 Grad. Er bezweifelte, dass seine Mutter es je höher als auf 16 Grad gestellt hatte.

Er schaltete überall im Erdgeschoss das Licht ein und stellte den Wasserkessel auf den Herd. Verwundert registrierte er, dass er Selbstgespräche führte. »Eine schöne Tasse Tee, das ist es, was ich jetzt brauche.« Er zitterte vor Kälte. »Aber zuerst sollte ich die Schlafzimmer kontrollieren.«

Die Leiter war gegen die Flurwand gelehnt. In dem kleinen Zimmer, das früher ihm gehört hatte, roch es am stärksten nach Desinfektionsmitteln. Das Fenster stand offen. Ansonsten war alles so, wie er es in Erinnerung hatte, selbst die verblassten gelben, mit türkisen Blumen und grünen Blättern gemusterten Vorhänge: ein Relikt aus den Sechzigerjahren. Die Bücherregale waren leer, und das Gleiche galt, wie er wusste, für die Schubladen und den Kleiderschrank. Nach dem Universitätsstudium hatte er einige Dinge, die er gerne behalten wollte, mit nach London genommen; den Rest hatte er weggeworfen.

Auf den Betten im Gästezimmer lagen bestickte Tagesdecken aus glattem grünem Satin. Soweit er wusste, waren die Betten seit dem Tod seiner Großeltern mütterlicherseits nicht mehr benutzt worden. Er würde heute Nacht in einem von ihnen schlafen.

Schließlich stieß er die Tür zum Zimmer seiner Mutter auf. Ihr Nachthemd lag auf dem Kopfkissen des Doppelbetts, ihr Morgenmantel hing hinter der Tür, und ihre Handtasche stand auf der Kommode.

Auf dem Nachttisch lag neben einem Glas Wasser eine Bibel. Peter öffnete die

Nachttischschublade. Darin befanden sich drei Flaschen mit Medikamenten, eine Karte mit einem Gebet, in dem der Beistand der Jungfrau Maria erbeten wurde, und ein kleines schwarzes Buch. Der vordere Buchdeckel kam ihm sofort bekannt vor: goldene Beschriftung in einem weißen Rechteck mit einem Muster als Hintergrund.

Das Muster löste sich in ein Wirrwarr von Gegenständen auf: ein Flugzeug, ein Pfeil, ein Kricketschlagholz, ein Atlas, ein Boxhandschuh, ein Buch, ein Zeichendreieck, eine Brille, eine Briefmarke und ein Fußball. Der eingerahmte Titel lautete: LETTS-SCHÜLERTAGEBUCH. Peter warf einen Blick hinein. Es war ein Tagebuch von 1964. Einen Teil der Titelseite bedeckte ein Fleck, der aussah wie getrocknetes Blut.

Unten piff der Wasserkessel.

Peter öffnete das Tagebuch aufs Geratewohl. Er starrte auf die Doppelseite für die Woche, die mit Sonntag, dem 23. August, begann. Der dreizehnte Sonntag nach Dreifaltigkeit; Vollmond; der 236. Tag des Jahres. Nur für den Sonntag gab es einen Eintrag: Emor. Gutes Mittagessen. Richard sagt, er habe einen Raben gesehen. Schwachkopf.

»Großer Gott«, stieß Peter hervor.

Gegen Morgen träumte Peter zum ersten Mal seit Monaten, wenn nicht Jahren den alten Traum. Der Auslöser war sicher das Tagebuch und zu einem gewissen Teil vielleicht auch der Tod seiner Mutter und das Treffen mit Hubert Molland.

Er stand auf dem Rasen in Abbotsfield und war sich des nassen, kühlen Grases unter den nackten Füßen bewusst, aber auch des schlafenden Hauses hinter ihm und der absoluten Stille, die ihn umgab. (Aber die Vögel müssen doch gesungen haben? Kein Vogel sang, weder in seiner Erinnerung noch in seinem Traum.) Er folgte dem Pfad, der durch den alten Obstgarten führte. Am anderen Ufer des Teiches, den sie See nannten, sah er die graue massige Form des Mithräums.

Die Morgendämmerung trieb ihr seltsames Spiel mit dem Teich: Er war keine schmutzige, im Durchmesser weniger als zehn Meter große Pfütze mehr, sondern eine glänzende, rot und silbern gefärbte Wasserfläche, gesäumt von einem Baumgürtel, der eher nach einem Wald aussah als nach dem überwuchernden Buschwerk, aus dem er in Wirklichkeit bestand. Er war wunderschön. Im Traum, aber nicht in der Erinnerung, stieg dicht über der Oberfläche des Wassers Nebel hoch, wie ein Schleier über einem vertrauten Gesicht.

Und auf dem Wasser schwamm, teilweise vom Nebel verhüllt, ein großer schwarzer Vogel.

An dieser Stelle wachte Peter auf, wie immer. Die Decken lagen auf dem Fußboden, und er fror an den Füßen. Sein Schlafanzug war von Schweiß durchnässt, der sich schnell abkühlte. Ein schwaches gelbes Licht schien durch die dünnen Vorhänge. Einen Moment lang war er sich nicht sicher, wo oder in welchem Jahr er sich befand. Dann verrieten ihm die kreuzförmigen Fensterbalken, dass er im Gästezimmer von Nummer 29 war. Hatte er diesmal geschrien? Schließlich erinnerte er sich, dass er alleine im Haus war und dass es daher auch keine Rolle spielte.

»Es ist vorbei«, sagte er laut. »Es ist alles vorbei.«

Der Tod seiner Mutter war der erste Todesfall, von dem er unmittelbar betroffen war – der seines Vaters zählte kaum, weil Peter damals erst dreizehn gewesen war. Ihm war nicht klar gewesen, dass es so viel zu tun gab.

Mr. Barnes' Kanzlei befand sich in einem kleinen georgianischen Haus an der Südseite von St. Clement's. Hubert Molland saß im Wartezimmer, als Peter hereingeführt wurde. Am Abend zuvor hatte er den Eindruck gehabt, der alte Mann habe sich kaum verändert, aber bei Tageslicht zeigten sich die Spuren der vergangenen zwanzig Jahre mit grausamer Deutlichkeit. Molland war schon immer dünn gewesen, nun aber sah er aus wie eine Karikatur seines früheren Selbst. Das Fleisch unter der blassen, fast gelben Haut schien dahingeschwunden zu sein, sodass die Knochen hervortraten. Das struppige, krause Haar war grau geworden. Sein schwarzer Anzug, inzwischen mit einem Grünstich versehen, hatte an Ellbogen und Knien abgewetzte Stellen.

Molland griff nach dem Daily Telegraph, der auf dem Stuhl neben ihm lag, und hielt ihn Peter hin. »Haben Sie das gesehen?«

Peter warf einen Blick auf die Zeitung, die zu einem Rechteck gefaltet war. Eine der Todesanzeigen war von einer roten Wellenlinie eingefasst.

REDBURN. – Am 12. Dezember, Lucasta Edith, Ehefrau des verschiedenen John Henry Redburn aus Plumford.

»Wer hat die da reingesetzt?«, wollte er wissen.

»Ich.«

Peter fragte sich, wie viel sie gekostet hatte. »Ich bin mir sicher, dass sie das nicht gewollt hätte.«

»Wie ich Ihnen gestern Abend schon gesagt habe, hat sie alles selbst geregelt.« Molland starrte Peter aus seinen großen blauen Augen unverwandt an. »Das gehört zu den Dingen, um die sie mich gebeten hat. Ich kann es Ihnen zeigen, ich habe es schriftlich.«

»Es spielt keine Rolle«, sagte Peter. »Ich war überrascht, das ist alles.«

»Sie war bei klarem Verstand. Einsam ja, und vielleicht ein bisschen exzentrisch. Aber sie wusste genau, was sie tat.«

Eine Sekretärin betrat den Raum. »Mr. Barnes bittet Sie zu sich, meine Herren«, sagte sie. Sie hielt die Tür auf und wartete, bis sie nacheinander hindurchgegangen waren.

»Oben links.«

Clive Barnes' Büro lag im ersten Stock mit Blick auf den Friedhof. Er war ein drahtiger Mann mit gewelltem Haar, dessen Tweedjacke und Hose aus Cavalry Twill in merkwürdigem Gegensatz zu seinen Turnschuhen standen. Molland übernahm die Vorstellung.

»Bitte, nehmen Sie Platz.« Barnes eilte hinter seinen Schreibtisch. »Es tat mir leid, das mit Mrs. Redburn zu hören.« Er rieb sich die Hände und sah Peter an. »Sind Sie mit dem Inhalt des Testaments vertraut?«

»Nein.«

»Mrs. Redburn hat mich schriftlich über ihre finanzielle Situation in Kenntnis gesetzt.«

Er öffnete die vor ihm liegende Aktenmappe. »Das war im August, nach ihrem ersten Herzinfarkt.«

Peter fragte sich, ob er der Einzige war, dem sie nichts davon erzählt hatte.

»Sie wissen sicherlich, dass der größte Teil ihres Einkommens mit ihr stirbt: Sie hatte die Altersrente sowie eine private Altersversorgung als Witwe Ihres verstorbenen Vaters. Das Testament sieht Mr. Molland als Testamentsvollstrecker vor und Sie als Nachvermächtnisnehmer. Abgesehen von einem Vermächtnis, geht der Rest des Nachlasses an Sie.«

»Welches Vermächtnis?«, fragte Peter.

»Mrs. Redburn hatte eine Lebensversicherung. Sie hat den Erlös dieser Versicherung der Pfarrgemeinde St. Clement's vermacht. Mr. Molland und der Pfarrer sind die Treuhänder. Dieses Vermächtnis soll so verwendet werden, wie die Treuhänder es für richtig halten.«

»Woraus besteht dann der Rest des Nachlasses?«

Barnes schielte auf das Blatt Papier in seiner Hand.

»Ihr persönlicher Besitz – Schmuck, Möbel und so weiter. Was immer sich auf ihrem Girokonto bei der Barclays Bank befindet. Ihre Ersparnisse – im August waren es rund 1200 Pfund auf einem Postbankkonto und knapp 4000 Pfund bei der Leeds Permanent Building Society.«

Peter war erstaunt, dass seine Mutter so viel hatte sparen können. Aber 5000 Pfund waren trotzdem nicht gerade ein Vermögen.

»Und dann ist da natürlich das Haus selbst.«

»Das Haus? Aber ich dachte, sie hat es gemietet?«

Barnes sah verdutzt drein. »Wie sind Sie denn darauf gekommen?«

»Ich ... Ich hab's einfach nur gedacht.« Peter zuckte die Achseln. Seine Mutter hatte immer mit ihrer Armut geprahlt, als handele es sich um eine Tugend. Es hatte also keinen Grund zu der Annahme gegeben, dass sie einen so großen Vermögenswert wie ein Haus besaß. »Meine Mutter hat nie über Geld geredet, wissen Sie.«

»Ihre Eltern haben es 1960 von ihrem Vermieter gekauft. Ihr Vater hatte als Deckung für die Hypothek eine Versicherung abgeschlossen. Nach seinem Tod gehörte es dann Ihrer Mutter ganz.«

Barnes sprach dann über den Wert des Nachlasses, den Antrag auf eine gerichtliche Testamentsbestätigung und die Möglichkeit einer Erbschaftssteuer. Die Möglichkeit? Aber das würde ja bedeuten, dass sich der Nachlass gut und gerne auf eine sechsstellige Summe belief.

Peter nickte hin und wieder, war mit seinen Gedanken aber woanders. Er besaß ein Haus. Selbst in der Champney Road musste ein Vierzimmerhaus etwas wert sein. Das änderte alles. Mit einer ordentlichen Summe im Hintergrund konnte er es sich leisten, seinen Job an den Nagel zu hängen, seine Wohnung in London zu verkaufen und aufs Land zu ziehen. Es spielte keine Rolle, wohin, solange es billig war. Wenn er sein Geld zusammenhielt, konnte er jahrelang davon leben und zum ersten Mal in seinem Leben tun, was er wollte.

»Also«, sagte Mr. Barnes und sah auf die Uhr. »Ich werde mich um die Angelegenheit

kümmern. Es dürfte nicht schwierig sein.« Er stand auf. »Lassen Sie mich wissen, wenn ich sonst noch etwas für Sie tun kann.«

Peter versuchte, Molland loszuwerden, als sie das Anwaltsbüro verließen. Molland hingegen hatte andere Pläne, wie den Besuch beim Pfarrer, dem Bestattungsunternehmer und dem stellvertretenden Geschäftsführer der Barclays Bank. Diese Leute richteten ihre Aufmerksamkeit vor allem auf Molland, einen Mann auf gleicher Augenhöhe, der ihre Sprache sprach. Peter kämpfte gegen das Gefühl an, dass Molland ihn auf eine Art Fließband in einer Fabrik geschnallt hatte, die den Tod verarbeitete. Es schien ihm, als habe jeder andere seine Mutter besser gekannt als er selbst.

Anschließend fuhr Molland ihn zurück zu Nummer 29.

Sie saßen im Wohnzimmer, das nun ungewöhnlich warm war, doch noch immer überall Spuren von Mrs. Redburn aufwies, und tranken Kaffee. Der alte Mann bestand darauf, Peter alles, was er unternommen hatte und noch zu tun gedachte, genau zu erklären. Nach und nach dämmerte es Peter, dass es Molland nicht nur um die Zustimmung zu seinen Entscheidungen ging und darum, seine Ehrlichkeit zu demonstrieren: Er glaubte tatsächlich, dass er ihm mit seiner ermüdenden Aufmerksamkeit für das Detail einen Gefallen tat und ihn von seinem Schmerz ablenkte.

»Ich habe eine Liste der Ausgaben aufgestellt, die ich bisher getätigt habe.« Molland zog ein Blatt Papier aus der Tasche. »Wenn Sie sie sich eben ...«

»Bitte ... Mir reicht's für heute.«

Der alte Mann runzelte die Stirn. »Ich versuche nur zu helfen.«

»Ich weiß das zu schätzen.« Peter zögerte. »Was haben Sie damit gemeint, dass meine Mutter exzentrisch war?«

Mollands Wangen röteten sich. »Nichts, worüber Sie sich Gedanken machen müssten. Sie kam nicht viel raus, außer zur Kirche. Sie wurde ein bisschen wirr – nur in dem Sinn, dass sie die Tageszeiten ab und zu durcheinanderbrachte. Dieses Haus in Ordnung zu halten muss schwer für sie gewesen sein. Ich glaube, sie war sehr einsam. Ich habe versucht, sie davon zu überzeugen, in eine Wohnung im Altenheim in der Waverly Road zu ziehen.«

»Ich habe sie nicht sehr oft besucht.«

»Nein.«

»Ich dachte, sie wollte nicht, dass ich komme.«

»Im Gegenteil. Ich glaube, sie hat Sie vermisst.« Mollands Stimme war von Natur aus hart, wie dazu geschaffen, Missbilligung auszudrücken.

»Nein«, sagte Peter. »Sie hat meinen Vater vermisst.«

Als er endlich allein war, ging Peter zurück ins Wohnzimmer und setzte sich an den Schreibtisch seiner Mutter. Darauf stand ein einziges Foto in einem versilberten Rahmen – von John Redburn als jungem Mann. Er trug eine Uniform und hatte einen schmalen schwarzen Schnurrbart.

Peter öffnete die Schublade. In einer von ihnen fand er eine Ansammlung von Scheckabschnitten und Haushaltsbüchern, die bis in die Vierzigerjahre zurückreichten. Seine Mutter war immer sparsam gewesen. Sie hatte ihrem Mann ein wöchentliches

Taschengeld gegeben, ebenso ihrem Sohn. Solange Peter zurückdenken konnte, hatte sie jeden Monat die Bankauszüge überprüft und die Buchführung gemacht. Ein- oder zweimal hatte die Rechnung nicht gestimmt. Jede Unstimmigkeit regte sie entsetzlich auf, und Peter hatte gelernt, ihr aus dem Weg zu gehen, bis sie das Problem gelöst hatte.

Er sortierte den Inhalt des Schreibtischs auf zwei Stapel; um den einen sollten sich Molland und Barnes kümmern, den anderen wollte er irgendwann in Ruhe durchgehen. Weder das aktuelle Scheckbuch noch das Sparbuch der Baugesellschaft waren dabei. Peter ging nach oben, um ihre Handtasche zu suchen.

Auf dem Etagenabsatz fiel ihm ein Blatt Papier ins Auge, das zwischen Trittleiter und Wand auf dem Boden lag. Automatisch blieb er stehen, um es aufzuheben.

Eine Seite war leer. Auf der anderen fand sich ein Brief, geschrieben in blauer Tinte. Die Schrift war klein und steil, so als habe der Schreiber für jeden Buchstaben ein Zeichendreieck verwendet. Der Brief enthielt weder Datum noch Adresse:

Johnny,

der Doktor hat es bestätigt, es besteht also kein Zweifel mehr. Liebling, es ist eine gute Neuigkeit, wirklich. Vielleicht ist es das Beste, was passieren konnte. Ich glaube nicht, dass es hier Probleme geben wird – im Gegenteil. Solange es dir nicht wie aus dem Gesicht geschnitten ist, wird er vor Freude aus dem Häuschen sein.

Es musste irgendwann ein Ende haben. Wir wussten es von Anfang an, wir hatten nie eine Zukunft. Kannst du dir vorstellen, wie es für uns beide (und für die beiden) sein würde, wenn wir das täten, was du vorschlägst?

Nun hast du mir etwas geschenkt, das mich immer an dich erinnern wird. Ich bin glücklich, wirklich. Schreib mir bitte nicht mehr. Zu viele Menschen könnten verletzt werden, du und ich eingeschlossen.

Leb wohl, Liebster.

M.

PS: Johnny, bitte verbrenn diesen Brief.

Peter las den Brief zweimal, bevor er seine Bedeutung verstand. Auf dem Weg nach unten las er ihn ein drittes Mal, nur um sicherzugehen.

Dieser Brief zerstörte mit einem Schlag eine Gewissheit, die so über jeden Zweifel erhaben gewesen war, dass er sie nie auch nur infrage gestellt hatte: seine Vorstellung von der Beziehung seiner Eltern. Sein Leben lang hatte er es als selbstverständlich vorausgesetzt, dass sie einander liebten und dass es in ihrer Beziehung keinen Raum für andere gab. In gewisser Weise hatte sich für Lucasta Redburn durch John Redburns Tod nichts geändert. Sein Hut blieb im Flur; sein Foto in dem versilberten Rahmen, der zweimal wöchentlich poliert wurde, beherrschte das Wohnzimmer. Die Erinnerung an ihn wurde vor allem während Peters Teenagerzeit mit Sätzen heraufbeschworen, die mit den drohenden Worten begannen: »Dein Vater hätte mit Sicherheit nicht gewollt, dass du ...«

Und doch hatte eben dieser John Redburn eine Affäre gehabt – wahrscheinlich nach der Hochzeit und wahrscheinlich mit einer verheirateten Frau. Er hatte die Beziehung fortsetzen wollen, doch die Frau hatte es nicht zugelassen. Sie wurde schwanger von ihm

und wollte das Kind zur Welt bringen. Und er war zu dumm gewesen, oder vielleicht zu sentimental, um ihren letzten Brief zu verbrennen.

Schlimmer als das war das Wissen, dass seine Mutter den Brief gefunden hatte, vermutlich auf dem Dachboden. Dieser Brief hatte sie wahrscheinlich umgebracht.

Was hatte sie sonst noch auf dem Dachboden gefunden? Was hatte sie sonst noch gewusst? Welche anderen Überraschungen warteten auf ihn?

Zwangsläufig dachte Peter an das Schülertagebuch von 1964. Er erinnerte sich sehr gut an dieses Tagebuch; sein Vater hatte es ihm 1963 zu Weihnachten geschenkt. Er hatte sich fest vorgenommen, das ganze Jahr Tagebuch zu führen, nicht zuletzt weil sein Vater ihm für den Erfolgsfall ein neues Fahrrad versprochen hatte. Und Peter hatte es fast zwei Drittel des Jahres geschafft. Doch nach dem 23. August wollte er nicht länger damit fortfahren. Das Geschenk hatte er nach einer Weile vollkommen vergessen. Weihnachten 1964 war sein Vater sowieso zu krank gewesen, um an sein Versprechen zu denken, und zu arm, um es einzulösen, selbst wenn er es nicht vergessen hätte.

Peter hatte keine Ahnung, was er mit dem Tagebuch gemacht hatte. Wahrscheinlich hatte er es mit den übrigen Dingen weggeworfen, als er 1973 nach London gezogen war.

»Bist du sicher, dass du all das wegwerfen willst?«, hatte seine Mutter gefragt. Sie stand in der Tür des Wohnzimmers und beobachtete, wie er den ersten der Pappkartons nach unten trug. »Ich könnte es für dich auf dem Dachboden aufbewahren.«

Peter war weiter den Flur entlangmarschiert. »Ich werde das Zeug nicht mehr brauchen.« Regimente von Airfix-Soldaten. Eagle-Jahrbücher und Dinky Toys, die nun beide Sammlerstücke waren. Alte Schulhefte. Ein Hornby-Zug zum Aufziehen und ein Meccano-Kasten Nr. 4; beides hatte John Redburn weitaus mehr Vergnügen bereitet als seinem Sohn. Eine peinliche Sammlung von Kleidungsstücken aus den Sechzigerjahren – eine Hüfthose, eine geblümete Krawatte und Wildlederstiefel, die Peter einmal mehr geliebt hatte als alles andere auf der Welt.

»Na ja, es ist deine Sache.« Lucasta Redburn rieb sich die Hände, als würde sie sie mit unsichtbarer Seife und Wasser waschen, ein Zeichen des Missfallens. »Eines Tages wirst du es bereuen.«

Damals hatte Peter eine Mischung aus Mitleid und Herablassung empfunden: Eine Persönlichkeitsstörung, zweifellos verstärkt durch die Entbehrungen des Krieges und die nachfolgende Armut hatten aus ihr eine zwanghafte Hamsterin gemacht.

Nun musste er der Möglichkeit ins Auge sehen, dass seine Mutter die Pappkartons, die er neben den Mülltonnen abgestellt hatte, durchwühlt und nach Dingen durchsucht hatte, die zu gut waren, um sie wegzuworfen, und die ihr vielleicht auch etwas über ihn verrieten.

Emor. Gutes Mittagessen. Richard sagt, er habe einen Raben gesehen. Schwachkopf.

Es hatte Briefe gegeben, andere Tagebücher und all den geheimen Schutt der Jugend. Er erinnerte sich vor allem an ein langes, rührseliges Gedicht, das er geschrieben hatte, als sein Vater starb: ein Versuch, Gefühle hervorzurufen, die gar nicht existierten.

Peter nahm das Foto von John Redburn in die Hand. Sein Vater hatte, von der Sonne geblendet, die Augen zusammengekniffen. Aus einem Winkel seines lächelnden Mundes ragte eine Pfeife hervor.

Auf Papier hätte Peter das Gesicht seiner Mutter in seinen Bestandteilen beschreiben können, aber es gelang ihm nicht, es sich als Ganzes vorzustellen. Wenn er es versuchte, sah er nur ein verschwommenes graues Oval vor sich. Seltsamerweise hatte er seinen Vater, den er viel kürzer gekannt hatte, ganz deutlich in Erinnerung, bis hin zum Geruch seiner Palmolive-Rasiercreme und der Gold-Leaf-Zigaretten.

Als er seine Mutter das letzte Mal gesehen hatte – er war Ostern zum Mittagessen nach Plumford gekommen –, war sie allem Anschein nach völlig unverändert gewesen. Sein Leben lang, so war es ihm vorgekommen, hatte sie sich nicht verändert. Dasselbe schmale, faltige Gesicht, dieselben grauen Augen, dieselben grauen Haare mit derselben Dauerwelle. Umstände wie Zeit, Witwenschaft und Einsamkeit hatten bei seiner Mutter keine Spuren hinterlassen. Lucasta war stärker als sie.

Es war natürlich Unsinn – das wusste er jetzt. Sie musste sich im Laufe von fast vierzig Jahren verändert haben; er hatte es einfach nicht bemerkt.

Plötzlich war er wütend. Er hob das Foto hoch und warf es in Richtung Kamin.

Der versilberte Rahmen blinzelte ihm zu, als er sich immer wieder in der Luft drehte. Er knallte gegen die pastellfarbenen Kacheln über dem Kamin. Das Glas zerbrach.

Am Nachmittag des 15. Dezember, einem Freitag, hörte der Regen auf, die Sonne kam heraus, und die Temperatur stieg. Zu seiner Überraschung genoss Peter die Beerdigung beinahe. Sie war nicht gut besucht – vielleicht fünfzehn Menschen, hauptsächlich alte Frauen, waren in der Kirche, und nur wenige von ihnen kamen mit zum Friedhof. Während des Gottesdienstes spürte Peter, der in wundervoller Isolation in einer der vordersten Bänke saß, dass sie alle zu ihm herüberschauten – ein angenehmes Gefühl. Seine Rolle als Haupttrauernder verlieh ihm einen gewissen Zauber.

Dem Gottesdienst selbst schenkte er wenig Aufmerksamkeit. Mollands krächzende Stimme ertönte von der Kanzel. Peter stellte Vermutungen über den Rest der in der Kirche Versammelten an und dachte über die Zukunft nach. Am Morgen hatte er mehrere Immobilienmakler besucht, und seine Nachforschungen ließen darauf schließen, dass Nummer 29 an die 80 000 Pfund wert sein könnte. Der Verkauf seiner eigenen Wohnung dürfte, sobald die Hypothek zurückbezahlt war, um die 20 000 Pfund einbringen.

Nach dem Gottesdienst sprachen die anderen Trauernden ihm ihr Beileid aus. Einige Gesichter kamen ihm irgendwie bekannt vor. Eine große Frau um die vierzig, die hinten gesessen hatte, schlich sich davon, ohne mit jemandem zu sprechen. Peter nahm an, dass sie entweder gerne zu Beerdigungen ging oder aber zufällig in die Kirche geschneit war, als der Trauergottesdienst abgehalten wurde, und es peinlich fand, wieder zu gehen. St. Clement's war eine der bekannteren Kirchen East Anglias, deren Bau sich dem Reichtum des Tudor-Wollhandels verdankte. Selbst im Winter zog sie Touristen an.

Der Letzte in der Reihe derer, die ihm die Hand schüttelten, war ein großer rotgesichtiger Mann etwa in seinem Alter. Der Situation angemessen trug er einen marineblauen Mantel, eine schwarze Krawatte und einen dunklen Anzug.

Er griff nach Peters Hand und schüttelte sie heftig. »Tut mir leid, das mit deiner Mutter. Ich war vor kurzem noch bei ihr. Hab gedacht, ich sollte ihr die letzte Ehre erweisen.« Er sprach mit einem einheimischen Akzent. »Du erinnerst dich doch an mich, oder?«

»Tut mir leid«, sagte Peter. »Ich bin schon lange aus Plumford weg.«

»Kluger Mann. Ich bin Bill. Bill Coleby.«

Der Name rief Erinnerungen wach: Coleby, der Sohn eines Landwirts, hatte zusammen mit Peter das Gymnasium in Plumford besucht. Sie waren fast sechs Jahre lang Freunde gewesen. Coleby hatte die Schule nach der mittleren Reife verlassen, Peter dagegen bis zum Abitur weitergemacht.

»Ich wusste gar nicht, dass du meine Mutter kennst«, meinte Peter verblüfft.

»Oh doch.« Coleby lächelte. »Bleibst du übers Wochenende in Plumford?«

Peter nickte.

»Wollen wir uns nicht auf einen Drink treffen? Oder besser noch zum Mittagessen? Wie wär's mit morgen?«

Peter sagte Ja, weil das leichter war, als Nein zu sagen.

»Wunderbar. In der Bar des Angel, 12.45 Uhr. Passt dir das? Und dann sehen wir weiter.«

»Ja, prima.«

»Okay.« Coleby lächelte, und Peter glaubte, so etwas wie Erleichterung auf seinem Gesicht zu erkennen. »Dann bis morgen. Tschüs.«

Peter sah ihm nach, während er zum überdachten Friedhofstor ging, unter dem der Sarg abgesetzt war.

Hubert Molland stand dicht neben ihm. »Peter, der Friedhof wartet«, sagte er streng. Auch er beobachtete Coleby.

»Kennen Sie ihn?«, fragte Peter.

»Bill Coleby?« Mollands Stimme klang noch rauer als zuvor. »Ich nehme an, jeder in Plumford hat von Bill Coleby gehört.«

Für Freitagabend hatte Peter eine kleine einsame Feier geplant. Auf dem Weg vom Friedhof war er bei Sainsbury vorbeigegangen und hatte 250 Gramm Filetsteak, die Zutaten für einen grünen Salat und eine Flasche Champagner gekauft. Nach dem Essen wollte er damit beginnen, sich das gesamte Haus genauer anzusehen.

Das Steak brutzelte in der Pfanne, und er war gerade dabei, auf dem Küchentisch Chinakohl zu schneiden, als es an der Tür klingelte. Er warf das Messer hin, stellte das Gas ab und stapfte durch den Flur.

Aber es war nicht Hubert Molland, der aus christlicher Nächstenliebe vorbeischaute. Es war die groß gewachsene Frau, die sich nach dem Trauergottesdienst davongeschlichen hatte.

»Mr. Redburn? Tut mir leid, Sie zu stören. Ich hätte angerufen, aber ...«

»Wir haben kein Telefon«, sagte Peter. »Was kann ich für Sie tun?«

»Nun ja – ich habe die Anzeige im Telegraph gesehen.« Sie sprach leise und zögernd.

»Ich war zufällig in der Gegend, und Lucasta Redburn ist kein gewöhnlicher Name, schon gar nicht in einer Stadt von der Größe Plumfords.«

»Sie kannten meine Mutter?«, fragte Peter freundlich.

Die Frau lächelte. Ihr Haar war kurz und dunkel, und sie hatte ein langes Gesicht mit schiefen Zähnen in einem Mund, der ständig in Bewegung zu sein schien.

»Ich habe sie einmal getroffen, vor langer Zeit. Sie und Ihr Vater waren bei meinen Eltern zu Besuch. Aber eigentlich kannte ich Sie viel besser. Hör mal, ich erkläre das nicht besonders gut. Du wirst dich wahrscheinlich nicht an mich erinnern. Ich bin Virginia Salperton.«

Peter starrte sie an. Er dachte: Emor. Gutes Mittagessen. Richard sagt, er habe einen Raben gesehen. Schwachkopf.

»Komme ich ungelegen?«, fragte Ginny. »Oder vielleicht hätte ich gar nicht kommen sollen? Sag's mir ehrlich.«

Sie trat einen Schritt zurück, und plötzlich wurde ihm klar, dass es ihr nicht leichtgefallen war, hierherzukommen.

»Ich kann dir genau sagen, wann ich dich das letzte Mal gesehen habe«, sagte Peter, wobei der Drang, sie zu überraschen, für einen Moment über die anderen Gefühle triumphierte, die sie bei ihm weckte. »Es war 1964. Sonntag, der 23. August.«